№ 240. Mittwoch, den 14. (26.) October 1898. 18. Jahrgang.

Lodzer Tageblatt

Abonnements:
in Lodz: Rs. 2.— vierteljährlich inclusive Zustellung;
pr. Post:
Inland, vierteljährlich Rs. 2.40, monatlich 80 Kop. incl. Porto.
Ausland, vierteljährlich Rs. 3.50, monatlich Rs. 1.20 incl. Porto.
Preis pro Exemplar 5 Kopeken.

Erscheint 6 Mal wöchentlich.

Redaction und Expedition:
Dzielna- (Bahn-) Straße Nr. 13.
Telephon Nr. 362.

Insertionsgebühren:
Für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum, im Inseratentheile 6 Kop.
Auf der ersten Seite 10 Kop. Reclamen 15 Kop. pro Zeile.
Sämmtliche Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes nehmen für uns Aufträge entgegen.

Die Expedition ist täglich von 8 Uhr früh bis 7 Uhr Abends, an Sonn- und Feiertagen von 8 bis 10 Uhr früh geöffnet.

Allerhöchster Erlaß
an den Dirigirenden Senat.

Angesichts der erreichten Vervollkommnungen in der Art der Herstellung der Werthpapiere, haben Wir für nützlich erachtet, die Staats-Kreditbillete im Werthe von hundert Rubeln des Musters vom Jahre 1866 durch Billete neuen Musters zu ersetzen.

Nachdem gegenwärtig die erwähnten Billete nach dem von Uns gebilligten Muster angefertigt worden, befehlen Wir, zum Umtausch der früheren Billete gegen neue zu schreiten und diesen auf Grund der nachstehenden vom Finanzminister aufgestellten und im Reichsrath geprüften Regeln zu bewerkstelligen:

1. Der Eröffnungstermin des Umtausches der Billete wird vom Finanzminister bestimmt.

2. Der Umtausch beginnt in den Institutionen der Staatsbank und den Renteien in der vom Finanzminister zu bestimmenden Progression.

3. Vor dem Beginn des Umtausches der Billete stellt der Finanzminister zeitig eine Beschreibung des von Uns gebilligten neuen Musters dem Dirigirenden Senate zur Bekanntgebung dieser Beschreibung in der bestimmten Ordnung vor. Der Finanzminister trifft gleichsfalls die Verfügung bezüglich der Versorgung der Staatsbank-Institutionen und der Renteien mit den neuen Billetmustern, sowohl zu ihrer eigenen Richtschnur bei den Geldberechnungen, als auch auf ihre Anordnung zur Ausstellung an einem sichtbaren Orte, wo ein jeder sich mit diesen Mustern bekannt machen kann.

4. Bei dem Umtausch der früheren Kreditbillete gegen neue müssen genau die am 31. Oktober 1869 Allerhöchst bestätigten Regeln über den Umtausch alter Staats-Kreditbillete beobachtet werden.

5. Die Ausgabe von Kreditbilleten im Werthe von hundert Rubeln des Musters vom Jahre 1866 wird in denjenigen Kassen, in denen der Umtausch gegen Billete neuen Musters eröffnet ist, eingestellt.

Der Dirigirende Senat wird nicht unterlassen, zur Ausführung dieses die von ihm abhängenden Anordnungen zu treffen.

Das Original ist von Seiner Kaiserlichen Majestät Höchsteigenhändig unterzeichnet:

Nikolai.“

Zarskoje Sselo, d. 4. Juni 1898.

Inland.

St. Petersburg.

— Ein Tagesbefehl im Militär-Ressort giebt bekannt, daß am 17. Oktober, dem Jahrestage der durch die Vorsehung Gottes erfolgten wunderbaren Errettung Sr. Majestät des Kaisers, Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Feodorowna und der Erhabenen Familie aus drohender Lebensgefahr bei der Eisenbahn-Katastrophe, an sämmtlichen Truppen-Standorten von den Garnisonschefs nach Einvernehmen mit den Civilbehörden Kirchenparaden zu veranstalten, bei sämmtlichen Truppentheilen, vor den versammelten Mannschaften Dankgebete zu celebriren und die Mannschaften an diesem Tage vom Dienst zu beurlauben sind.

— Der Sekretär der königlich bayerischen Gesandtschaft hierselbst, Legationsrath Graf Moy, hat nach einer Mittheilung der „St. Pet. Ztg.“ am Sonnabend unsere Residenz verlassen, um sich auf seinen neuen Posten an der Gesandtschaft in Berlin zu begeben. Wenn Graf Moy von seinen Kollegen im diplomatischen Dienst wie von seinen Landsleuten im engeren und weiteren Sinne überaus geschätzt wurde, so erfreute er sich nicht minder in der russischen Gesellschaft einer außergewöhnlichen Beliebtheit. In letzterer Hinsicht kamen ihm, neben einem liebevollen Verständniß für russische Sprache und Literatur, insbesondere seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu einer der ersten Familien unseres Landes zu Statten — Beziehungen, die ihn, namentlich auf seinen Reisen im Innern des Reiches, in eine nähere Berührung mit der Eigenart russischen Geistes und russischen Lebens brachten, als sie fremden Staatsmännern für gewöhnlich vergönnt ist.

Dem Scheidenden gaben die vollzählig erschienenen Glieder der deutschen Botschaft und anderer Vertreter des diplomatischen Korps das Geleite.

Kiew. Vor Kurzem erschien in dem Wogau'schen Theemagazin ein Hebräer namens Lourié und kaufte für 1000 Rbl. Thee, den er in Wechselblankets bezahlte. Die Blankets wurden angenommen, weil man L. gut kannte und außerdem dieselben an die Käufer der Firma vertreiben konnte. Ein Theil der Blankets wurde auch an das Moskauer Hauptkomptoir geschickt. L. begann nach Empfang der Waare den Thee sofort mit einem Rabatt von 50 Kop. pro Rubel an Kiewer Firmen zu verkaufen, raffte auf diese Weise einen erheblichen Betrag zusammen und begab sich sodann nach Odessa, wo er verhaftet wurde. Dort hatte man nämlich die merkwürdige Erscheinung beobachtet, daß Waaren mit Wechselblankets in bedeutenden Beträgen bezahlt und die ersteren darauf zu Schleuderpreisen schleunigst weiterverkauft wurden. Die Blankets erwiesen sich als gefälscht: Die Stempelzeichen waren entfernt und durch andere, mit höherer Werthangabe ersetzt worden, wobei z. B. auf ein 5-Kop.-Blanket ein 5-Rbl.-Stempel, auf ein echtes 5-Rbl.-Blanket ein 50-Rbl.-Stempel aufgedrückt war u. s. w. Bei L. wurden derartig umgearbeitete Blankets in hohem Betrag und ein Notizbuch mit den Namen seiner Mitschuldigen, die in vielen Städten des Reiches leben, vorgefunden. Die Gauner hatten zahlreiche Agenten, welch letztere den Vertrieb der Blankets besorgten, ohne von der Fäschung eine Ahnung zu haben. Alle gefälschten Blankets einzuziehen erwies sich nach den „M. B.“ als ein Ding der Unmöglichkeit, da die betrogenen Firmen sie bereits zum großen Theil bei Ausfertigung von Wechseln verwendet haben.

Moskau. Mit einem hiesigen Krösus ereignete sich dieser Tage, den «Нов. Дня» zufolge, ein komischer Vorfall. Die Schwester desselben hatte ihre Ohrringe verloren, deren Werth auf 4000 Rbl. geschätzt wurde. Der Bruder erläßt ein Inserat, in welchem dem ehrlichen Finder 1000 Rbl. Belohnung zugesichert werden. An demselben Tage meldet sich bei dem Millionär ein Mann im Kutscherkostüm, überreicht die mit einer Adresse versehene Visitenkarte einer vornehmen Dame und sagt, seine Herrin bitte, die von ihr gefundenen Ohrringe bei ihr abholen zu lassen; von einem Finderlohn könne selbstverständlich nicht die Rede sein. Hocherfreut zieht der Bruder sein Taschenbuch und händigt dem Kutscher der vornehmen Dame einen 100-Rubel-Schein ein: **на чай.** Wie nun aber die Schwester selbst zu der Dame fährt, um ihre Ohrringe mit herzlichem Dank in Empfang zu nehmen, erfährt sie, daß ihr Bruder einem raffinirten Schwindler zum Opfer gefallen sei.

Aus der russischen Presse.

— Die Rede des Schatzkanzlers Hicks Beach veranlaßt die Нов. Вр.“, mit deutlichen Worten darauf hinzuweisen, daß Frankreich nicht allein dastehe:

„Geradezu absichtlich scheint man in London Alles zu thun, um der französischen Regierung ein „freundschaftliches Uebereinkommen“ wegen Faschodas zu erschweren. Die dortigen Redner und Zeitungen scheinen sich das Ziel gesteckt zu haben, das Nationalgefühl der Franzosen in einem Grade zu reizen, der eine energische und ernste Abwehr der hochfahrenden Ansprüche Englands unvermeidlich macht. Dem französischen Minister des Auswärtigen wird es bei all seiner durchaus nicht verhüllten Geneigtheit zu „Konzessionen“ sehr schwer, seine „Versöhnungspolitik“ fortzusetzen. Herr Hicks Beach z. B. spricht von den „Forderungen“ Englands in einem Tone, als ob diese Forderungen für Frankreich ein Gesetz sein müßten und vergißt dabei, daß diese letztere Macht schon seit einigen Jahren

nicht mehr isolirt in Europa dasteht, daß zum Schlusse des vorigen Jahres die Existenz des franko-russischen Bundes laut und feierlich in Kronstadt verkündet worden ist.

Das Kabinet von Saint James kann nicht annehmen, daß die Art der Entscheidung der Faschoda-Frage dem mächtigen Verbündeten Frankreichs gleichgiltig sei. Obgleich Rußland an dem englisch-französischen Streit wegen des oberen Nil nicht direkt interessirt ist, so begreift es doch natürlicherweise in vollem Maße die Entschlossenheit Frankreichs, es nicht zuzulassen, daß dieser Streit zum Schaden seiner Interessen entschieden werde, und billigt diese Entschlossenheit nicht nur, sondern wird auch alles Erforderliche thun, um England die Nothwendigkeit vor Augen zu führen, mit den logischen Folgen dieser Billigung zu rechnen. Der franko-russische Bund hat eine umfassendere Bedeutung, als die eines bloßen Gegengewichts gegen den Dreibund. Er hat eine völlige Solidarität der Interessen der beiden befreundeten Großmächte geschaffen, welche der britische Schatzkanzler bei seiner gestrigen Rede ganz außer Acht gelassen hat."

Weiterhin konstatirt das Blatt die weit größere Vorsicht des Marquis Salisbury und hofft eine gütliche, den französischen Interessen entsprechende Lösung des Streites.

Zur Geschichte der kommerziellen Bildung in Rußland.

(Aus der „St. Pet. Ztg.")

(Schluß.)

Diese Erscheinung enthält jedoch nichts Auffälliges. Die Geschichte der Volksbildung in Rußland zeigt uns, daß die Schule vom Volke selber mit dem größten Mißtrauen begrüßt wurde. Der Akademiker Fischer schrieb in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie wir dem mehrfach genannten Aufsatze von Grigorjew entnehmen, daß „die Unterthanen die Bedeutung und die Nützlichkeit der Wissenschaften für den Staat nicht zu erfassen vermögen, ja nicht einmal begreifen wollen, zu welchem Zwecke denn eigentlich Schulen errichtet werden." Die Kaiserin Katharina II. und ihre besten Rathgeber strebten nach Möglichkeit danach, die Bildung des Volkes zu heben, denn man glaubte durch die Schule eine „neue Art von Menschen" («новую породу людей») zu schaffen. Und die Gesellschaft arbeitete mit allen Mitteln gegen die fortschrittlichen Tendenzen der Erlauchten Herrscherin. In der Schule sah man einen gefährlichen Feind, deren Erhaltung nur überflüssige Ausgaben verursacht. Die Einwohner der Städte Schazk, Lebedjan, Spassk und Temnikow schrieben an die Behörden, daß „sie nicht geneigt seien, ihre Kinder in die Schulen zu schicken, denn sie sähen den Nutzen der Schulen nicht ein". Der Aufseher der Schule zu Koslow, ein Kaufmann, äußerte sich in dem Sinne, daß „alle Schulen überhaupt schädlich seien und daß es nützlich wäre, sie überall zu schließen". Daß diese Aeußerungen keine selbstständigen, sondern von gewissen Kreisen eingeflößt waren, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Unwillkürlich denkt man dabei an unsere Zeit, — leider sind gerade die Intriguen und Reibereien auf dem Gebiete der Volksschule am Ende des XIX. Jahrhunderts dieselben geblieben, wie vor etwa 130 Jahren . . .

Wenn also die Volksschulen, die allgemein bildenden Lehranstalten, so ungern gesehen wurden, wie sollte da die spezielle kaufmännische besondere Erfolge aufweisen können, für die man entsprechend den Bedürfnissen und dem Bildungsgrade der damaligen Gesellschaft nicht einmal passende Lehrer hatte?

Trotz alledem ließ aber die Regierung nach dieser Richtung hin nicht nach. Die Kommerzschule paßte in den Rahmen der damaligen Handelspolitik, die darauf hinausging, eine russische Industrie und einen vornehmen russischen Handelsstand zu schaffen. Ueber dreißig Jahre vergingen doch, bevor eine zweite Schule in's Leben gerufen wurde. Im Jahre 1804 wurde diese in Moskau gegründet. Der spätere Zeitraum zeichnete sich durch die interessantesten Versuche aus, die darauf gerichtet waren, die Bildung des russischen Handelsstandes zu heben. Aber alle diese Versuche blieben erfolglos, weil man bei jenen Versuchen die Idee vertrat, die spezielle kommerzielle Bildung sei nur als Anhängsel zu der allgemein bildenden Lehranstalt zu betrachten. So waren kommerzielle Gymnasien in Taganrog und Odessa errichtet, bei der Kriegsschule in Reval wurden im Jahre 1815 infolge eines Gesuches der dortigen Kaufmannschaft kommerzielle Klassen (коммерческій классъ) eröffnet, wo englisch, doppelte Buchführung, kaufmännische Waarenkunde und ähnliches mehr unterrichtet wurde. Darauf arbeitete man Statuten für alle russischen Kreisschulen aus, welche im Jahre 1828 bestätigt wurden. Diese Schulen sollten am allermeisten den Bedürfnissen der kaufmännischen Bildung entsprechen und wurden für die Kinder der Handels- und industriellen Bevölkerung bestimmt. Bei diesen Schulen konnten Ergänzungskurse über die vaterländische Gesetzgebung, die auf den Handel Bezug hat, über kommerzielle Wissenschaften, Buchführung, Mechanik, Technologie, Zeichnen, Landwirthschaft und Gartenbau abgehalten werden.

Aber alle diese Versuche und viele ähnliche in derselben Richtung blieben, wie gesagt, erfolglos, und mußten erfolglos bleiben, weil man das kommerzielle Bildungswesen den allgemein bildenden Lehranstalten anhing, ohne dabei zu bedenken, daß bei der geringen Entwickelung dieser Lehranstalten die professionellen Fächer nur als ein schwerer Ballast empfunden und hinderlich werden mußten. Nur in denjenigen Orten, wo die Bevölkerung selber ein intensives Interesse zeigte und wo sie einem thatsächlichen Bedürfnisse entsprangen, hatten sie Erfolg. Unter dem alten Regime erhielten sich nur drei Kommerzschulen: die Demidowsche (die erste, im Jahre 1772 gegründet), die Moskauer und die praktische Akademie für kommerzielle Kenntnisse in Moskau. Erst im Jahre 1861 greift die Kaufmannschaft zum ersten Male ein und auf ihre Initiative entstehen gleichzeitig in den zwei wichtigen Handelscentren Rußlands: in Odessa und Riga besondere kaufmännische Lehranstalten. Die Odessaer trug den Charakter einer mittleren Lehranstalt, bestand in der ersten Zeit ihrer Entstehung aus vier Klassen, dann aus sechs Klassen und erst in diesem Jahre ist sie siebenklassig geworden und erhielt alle Rechte nach dem neuen Reglement für die kommerziellen Lehranstalten vom Jahre 1896. Außerdem wurde bei derselben eine Schifffahrts-Abtheilung zur Ausbildung von Schiffskapitänen für Kauffahrteischiffe eröffnet.

Die bedeutendste Entwickelung unter allen russischen Kommerzschulen erreichte die Kommerzabtheilung beim Rigaer Polytechnikum. Sie trägt den Charakter einer höheren Lehranstalt. In den ersten Jahren ihres Bestehens war es keine selbstständige Abtheilung, sondern der Unterricht wurde am Polytechnikum nur in den Wintermonaten ertheilt und erst später wurden diese Winterkurse in eine selbstständige Kommerzabtheilung beim Polytechnikum verwandelt. Der Kursus ist ein dreijähriger und das Programm ist ein viel reichhaltigeres als selbst in ausländischen Handelsschulen. Der Unterricht wurde hier nach Universitätsmuster angesetzt und bestand aus öffentlichen Vorlesungen und praktischen Uebungen.

Nach dem Muster der Rigaschen Schule wurde in den 80er Jahren eine solche in Warschau eröffnet.

Die Entwickelung unseres Handelsverkehrs begann aber in den 80er Jahren immer stärkere Anforderungen an unsere kaufmännische Welt zu stellen. Handel zu treiben ist nicht mehr so einfach wie einst. „Wir stehen unter dem Zeichen des Verkehrs", sagte Kaiser Wilhelm II. und dieses Zeichen hat eine vollständige Umwälzung im Handelsleben der Völker vollzogen. Für den Kaufmann unserer Zeit genügt es nicht mehr, am Ladentisch zu stehen und die Waaren anzubieten. Er muß die Konjunkturen des Welthandels kennen, er muß mit den Weltmarktpreisen rechnen, sie studiren, Angebot und Nachfrage in allen Handelsartikeln müssen ihm geläufig sein. Die Frachtpreise, Versicherungshöhen, die sonstigen Unkosten bei Zahlungsrechnungen u. a. m. müssen bei Vornahme der einen oder anderen Geschäftsoperation mit in Erwägung gezogen werden. Der Kaufmann unserer Zeit muß ein fachmännisch gebildeter Mann sein. Unsere Kaufmannschaft konnte sich dem Zuge der neuen Zeit nicht verschließen. Anläßlich der zweihundertjährigen Jubiläumsfeier des Großen Reformators Peters I. hat sie auf eigene Initiative den Beschluß gefaßt, etwas für die Hebung der kaufmännischen Bildung in Rußland zu thun. Wie Grigorjew mittheilt, hat die Petersburger Börsenkaufmannschaft einen besonderen Peterfonds gegründet, aus dessen Zinsen die Kommerzschulen subsidirt und fähige Schüler in's Ausland abcommandirt werden sollen. Das Kapital brachte man zusammen, aber von den Vorschlägen zur Hebung der kaufmännischen Bildung wurde nicht einer verwirklicht. Erst im Jahre 1880 eröffnete man in Petersburg die sog. Peterschule für kaufmännische Bildung. Die Moskauer Kaufmannschaft folgte dem Beispiele Petersburgs und gründete im Jahre 1885 die kommerzielle Alexanderschule.

Das war Alles. Das Bedürfniß nach kaufmännischer Bildung steigerte sich, aber wie auch im sonstigen Leben Rußlands erwartet unsere Kaufmannschaft auch hier die Förderung der Bedürfnisse von oben. Selbstständig sich sein geistiges Wohl zu erringen, versteht unser Kaufmann nicht — er muß zu demselben angehalten werden, dann fühlt er sich erst wohl. Unser jetziger Finanzminister mit seinem Scharfblick kennt unsere Kaufmannschaft nur zu gut und da ihm ernstlich an der Hebung gerade dieses Standes gelegen ist, so benutzte er die gegenwärtigen Zeitströmungen. Im Jahre 1894 gingen alle russischen Kommerzschulen in das Ressort des Finanzministeriums über, in den folgenden Jahren wurde ein allgemeines Reglement für die russischen Kommerzschulen ausgearbeitet, welches am 15. April 1896 die Allerhöchste Bestätigung fand. Die neuen Handels- und Kommerzschulen entstehen schon unter der Aegide dieses Reglements.

Die Geschichte der Entstehung unserer Kommerzschule ist äußerst lehrreich. Wie vor 125 Jahren, so stehen wir jetzt noch auf demselben Standpunkt. Der Segen kommt von oben. Damals war nicht der geringste Boden für eine solche Schule vorhanden, die damalige Schule war eine reine Treibhauspflanze (nach dem geschickten Ausdruck von Grigorjew) und sie verkümmerte. Heute sind die Handelskonjunkturen, die Lebensbedingungen andere geworden, wir leben doch Ende des XIX. Jahrhunderts und selbst unser Kaufman vermag sich nicht mehr vor den neuesten Arbeiten auf geistigem Gebiete zu verschließen. Aber zu einer Selbstständigkeit haben wir uns noch immer nicht aufgerafft und wollen bevormundet sein. Und wir hoffen, daß die Bildung ihr Werk vollziehen wird. Mit der aufgenommenen Bildung wird unser Kaufmann auch erzogener und gesitteter werden. Vor allen Dingen muß aber der Kaufmann sich bewußt werden, daß seine Interessen mit den Interessen des gesammten Landes eng verknüpft sind und daß seine Unreellität auf das Konto des ganzen Volkes geschrieben wird. Er muß eingedenk sein, daß das XX. Jahrhundert dem Handelsstande eine ganz neue Stellung bringen wird, da die ökonomischen Fragen in den Vordergrund der gesammten Politik treten werden. . . .

Dr. Alexis Markow.

Die bevorstehende schweizer Justizreform und Rußland.

(Aus der „St. Pet. Ztg.")

Wie wir schweizerischen Blättern entnehmen, geht die neulich an dieser Stelle ausführlicher besprochene Angelegenheit der Herstellung eines einheitlichen eidgenössischen *Rechtsgebiets* mit raschen Schritten ihrem Abschluß entgegen. *Noch vor* Schluß des Jahres wird der in Bern versammelte Bundesrath darüber abzustimmen haben, ob an die Stelle der je 25 kantonalen Gesetzbücher des Straf- und des Civilrechts einheitliche Codices für die gesammte Eidgenossenschaft treten sollen. Von den verschiedensten Seiten wird berichtet, daß alle Aussicht auf das Zustandekommen des wichtigen Werkes vorhanden sei, — daß die Mehrzahl der Bundesraths-Mitglieder für die Reform stimmen werde und daß eine Anzahl von Vorarbeiten fertig gestellt sei, welche auf beschleunigte Ausführung des erwarteten Beschlusses, d. h. auf die Herstellung neuer Gesetzbücher hoffen ließen.

Auf das Einzelne dieser gesetzgeberischen Maßregel einzugehen, liegt für uns weniger Grund vor, als für die der Schweiz benachbarten mitteleuropäischen Staaten. Darauf aber darf hingewiesen werden, daß die Herstellung *einheitlicher* Normen für das schweizerische Straf- und Civilrecht und das Prozeßforum für Rußland keines*wegs so gleichgiltig sein würde, als auf den ersten* Blick angenommen werden könnte.

Was zunächst das Strafrecht und den Straf*prozeß anlangt,* so kommt in Betracht, daß auf schweizerischem Gebiete und *namentlich in den beiden* großen Industrie- und Bildungscentren der deutschen und der französischen Schweiz, Zürich und Genf, Tausende russischer *Unterthanen leben, bez.* ein- und ausgehen, und daß dadurch zu Verhandlungen zwischen unseren und den dortigen Gerichten mancherlei Veranlassungen geschaffen werden. Für die Erledigung derselben wird es einen unzweifelhaften Vortheil bedeuten, wenn an die Stelle der verschiedenen Sonderrechte, welche in zersplitterten und vielfach veralteten Gesetzessammlungen aufgespeichert sind, einheitliche, dem Zeitbedürfniß angepaßte Normen treten. Ist die Zahl der bezüglichen Berührungen zwischen russischen und schweizerischen Behörden auch nur eine beschränkte, so wird es doch einen Fortschritt bedeuten, wenn an die Stelle schwer zu ermittelnder und weit auseinander liegender Partikularbestimmungen klare und einfache Satzungen treten, welche anstandslos gehandhabt werden können.

Unvergleichlich wichtiger erscheint freilich die Aussicht auf Herstellung eines einheitlichen Civilrechts der Eidgenossenschaft. Der russische Handelsverkehr mit der Schweiz ist gerade wegen des unaufhaltsamen Wachsthums unserer Industrie und ihrer technischen Bedürfnisse in beständiger Zunahme begriffen und hat bereits gegenwärtig eine ansehnliche Höhe erreicht. Nach Ausweis einer uns vorliegenden Züricher Statistik hat während des vorigen Jahres der Gesammtwerth *in* die Schweiz eingeführter russischer Waaren nahezu 67 Millionen Francs betragen, während für rund 39 Millionen Francs schweizerische Erzeugnisse nach Rußland importirt wurden. Zwei Dritttheile des auf 77 Millionen bezifferten vorigjährigen Weizenimports der Schweiz stammten aus Rußland, Hafer wurde für 10 Millionen, Mais für $1^1/_2$ Millionen, Roggen für $^1/_4$ Million, Mehl für 422,000 Francs aus unserem Vaterlande eingeführt. — Anlangend die schweizerische Einfuhr nach Rußland ist hervorzuheben, daß dieselbe in den letzten Jahren allerdings keine Fortschritte gemacht hat, dafür aber Industrie-Erzeugnisse von besonderer Wichtigkeit zum Gegenstande gehabt. Die wichtigste Rolle spielen dabei *Maschinen* (Dampfkessel, Müllereimaschinen, Lokomotiven und fertige *Maschinentheile*) und Uhren (silberne Taschenuhren für $3^1/_2$ Millionen, goldene *Taschen*uhren für 4 Millionen, Uhrentheile für $1^1/_4$ Mill. u. s. w.). In einem diese *Industriebranche* betreffenden Spezial*bericht aus* Genf wurde neulich *hervorgehoben,* daß Rußland für die schweizer *Uhrenfabrikation* eines der zukunftsreichsten Länder sei, dabei übrigens hinzugefügt, *daß von* Rußland neuerdings mehr Uhren*theile als* fertige Uhren bezogen wurden.

Der *Natur* der Sache nach haben Handels*verbindungen* so umfassender Art Rechtsstreitigkei*ten* im Gefolge, für deren Erledigung die Beschaffenheit der beiderseitigen Gesetzgebungs- und Gerichtseinrichtungen von großer Bedeutung ist. Der russischen Geschäftswelt wird es danach von handgreiflichem Vortheil sein, wenn sie in die Lage kommt, mit bekannten und einheitlichen Größen rechnen und an der Hand eines Gesetzbuchs erfahren zu können, was in einem Lande Rechtens ist, das für Millionen von Rubeln von uns kauft, an uns verkauft. Der Schweizer Handelsstand hat durchaus Recht, wenn er von der bevorstehenden Justizreform Erleichterung der geschäftlichen Transaktionen mit dem In- und Auslande und Erhöhung des Kredits erwartet. Ist doch allbekannt, daß das Maß in einem Lande vorhandener Rechtssicherheit und Rechtsbequemlichkeit mit dem internationalen Kredit desselben im engsten Zusammenhang steht. Auch für das Rechtsgebiet gilt das englische Sprüchwort, nach welchem Zeit — Geld ist — einheitliche Institutionen bedeuten aber allenthalben Zeitgewinne und Zeitersparnisse.

Authentische Mittheilungen über den Pestfall in Wien.

Laut einer soeben ergangenen Anordnung des Ministeriums des Innern ist über den Assistenten *an* der Klinik Rothnagel, sowie über die beiden *Wärterinnen, welche* den an der Pest Verstorbenen bedienten, ferner über das Personal des pathologi*schen Institutes,* eine strenge Quarantäne verhängt worden, welche *sich auf* mindestens 7 Tage er*strecken* soll, denn so lange dauert das Incubationsstadium, *um zu* sehen, ob sich bei ihnen *keine* verdächtigen Krankheitserscheinungen zeigen. Diese *Maßregeln* sind aber *nur aus* Vorsicht und zur Beruhigung *des geängsteten* Publikums erlassen worden, denn einem ist es gelungen, trotz der Absperrung, *mit* der wichtigsten, hier in Betracht kommenden Persön*lichkeit,* dem Docenten Dr. Ghon, über das Ereigniß zu sprechen, welcher sich folgendermaßen äußert: Im Mai vorigen Jahres, nachdem ich und mein College, Dr. Albrecht, sowie der Assistent an der Klinik Rothnagel, vom Studium der Pest in Indien zurückgekehrt waren, wurde mir, als dem Bakteriologen zur Fortsetzung meiner Forschungen und Versuche zu welchem Zwecke ich auch einige Culturen mitgebracht hatte, seitens der Regierung ein eigenes Zimmer im pathologischen Institut des Professors Weiselbaum eingerichtet. Während der ersten Zeit, als die gefährlichsten und häufigsten Versuche ange*stellt* wurden, hat sich nicht der geringste Unfall ergeben, so wirksam und erfolgreich haben sich die *von uns getroffenen* sanitären und prophylak*tischen* Schutzmaßregeln bewähr*t;* der jetzt so tragisch umgekommene Diener Barisch war von allem Anfang an in diesem exclusiven Laboratorium thätig also seit mindestens anderthalb Jahren, ohne daß demselben das Geringste widerfahren wäre. Die Regierung hat uns auch von auswärts Sanitäts- und Bezirksärzte von Zeit zu Zeit zugetheilt, damit sie sich über die Pestkrankheit informiren, und *weder diesen* noch ihrer Umgebung ist dies gefährlich geworden. In der letzten Zeit *sind* die *Versuche sogar* nur mehr spärlich gemacht worden und zwar zum *letzten* Male am 4. Oktober. Es befand sich überhaupt nur *ein einziges* Versuchsthier im *Laboratorium.* Dies mag die Ursache gewesen sein, daß der Diener *jene* strengen Vorschriften nicht mehr so genau beobachtete und in Folge dessen von dem Pestgift inficirt wurde. Es ist möglich, daß er ein Haar des Thieres eingeathmet hatte, als er damit hantirte und auf diese Weise ein Pestbacillus in seinen Körper gelangte. Der Pestbacillus kann überhaupt nur auf contagiösem Wege verbreitet werden. Eine Vergiftung der Luft kann nicht stattfinden; dagegen sprechen die Erfahrungen, die wir in Indien gemacht haben. Dort, wo eine strenge Abschließung der Bevölkerung durchgeführt wurde, *ist* keine einzige Pesterkrankung vorgekommen, selbst in *ein und* derselben Stadt. Außerdem haben sich die sanitären Maßnahmen zur Reinhaltung der Luft bis heute und an allen Orten bewährt, im entgegengesetzten Falle würden die gefährlichen Folgen schon sicher aufgetreten sein. Es ist also nur eine jener beklagenswerthen Erscheinungen der Selbstvergiftungen, wie sie durch Unachtsamkeit in allen jenen Fällen vorkommen können, wo man mit gefährlichen Dingen zu thun hat. Solche Erscheinungen sind unvermeidlich, sie können den seccirenden Arzt treffen, der durch Leichengift umkommt, und sind bekanntlich auch in dem Institut Pasteur, als Pasteur den Cholerabacillus züchtete, ähnliche Unfälle vorgekommen, desgleichen bei Pettenkofer in München, ohne daß dies weitere Folgen nach sich zog oder gar eine epidemische Ausbreitung angenommen hätte. Die strengen Vorschriften, welche in unserem Falle eingehalten werden, sind, wie bemerkt, theils zur Beruhigung des Publikums, theils aber auch für *den* Fall erlassen, *daß* etwa die *Localitäten oder* die Personen der Umgebung des Verstorbenen irgendwie doch inf*icirt* worden sein könnten. Eine *andere Besorgniß* besteht aber nicht. Als *der Diener* am 15. Oktober erkrankte und *über* Kopfschmerz klagte, ließ Dr. Ghon den Assistenten des Professors Nothnagel, Docent Dr. Müller rufen, und weil *dieser die klinischen Beobachtungen* der *Pestkrankheit* in Indien gemacht *hatte,* vermuthete er sofort, daß dies eine infektiöse Erkrankung sein könne. Der Erkrankte wurde sofort in eine *Isolirzelle* gebracht und *nach* den entsprechenden Maßregeln wie bei der Pest behandelt. Am Dienstag Abend, den 18. d. M. verstarb der Kranke. Das Zimmer wurde sofort verschlossen und versiegelt, das Wartepesonal sowie die Leichenträger desinfizirt und abgesondert. Von einer Obduktion wurde abgesehen, nachdem über den Fall kein Zweifel bestand. Donnerstag Morgen wurde der Leichnam unter Befolgung aller erforderlichen Vorsicht beerdigt, der Ort, wo die Leiche gestanden hatte, wurde ebenfalls streng desinficirt und hierauf geschlossen.

Wissenschaftliche Experimente.

Die Pesterkrankungen in Wien haben in der ganzen civilisirten Welt gewaltiges Aufsehen erregt, das sich noch immer in dem Maße steigert, als die vorgefallene Ansteckung weitere Opfer nach sich zieht. Die öffentliche Meinung ist leicht geneigt, von einer Schuld der Aerzte und der wissen-

schaftlichen Forschung zu sprechen, denen die Verantwortung für die bedauerlichen Unglücksfälle beizumessen sei, und Heißsporne sind bereits dabei, das Kind mit dem Bade auszuschütten, d. h. die ganze experimentelle medicinische Forschung als gemeingefährlich zu verurtheilen. Die Demagogen in Wien, die sich dort als christlich-sociale oder deutsch-antisemitische Partei geriren, laufen bei städtischen und staatlichen Behörden Sturm, um das Wiedervorkommen solcher traurigen Ereignisse überhaupt unmöglich zu machen: sie fordern nicht weniger, als die Schließung sämmtlicher wissenschaftlicher Laboratorien, die Aechtung der experimentellen Forschung von Staatswegen. Die Vorgänge in Wien berühren uns nicht so unmittelbar. Aber die Frage wird auch hier laut: Welche Gefahren bedingen solche vereinzelten Erkrankungen, die von wissenschaftlichen Arbeitsstätten ausgehen, für die Allgemeinheit?

Die österreichische Regierung entsendet im vorigen Jahre zum Studium der Beulenpest eine wissenschaftliche Commission, bestehend aus drei Wiener Aerzten, Assistenten am Allgemeinen Krankenhause, nach Indien. Nach Monaten kehren *sie* zurück und verarbeiten in Wien das mitgebrachte Material weiter. Entsprechend der modernen Richtung der medicinischen Wissenschaft suchen sie *hauptsächlich* die Eigenschaften und Wirkungen des als Erreger der Pest erkannten Bacillus zu ergründen, sie *züchten ihn in* Reinculturen *auf künstlichen* Nährböden und *verimpfen ihn* auf *Versuchsthiere*: Mäuse, Ratten, Meerschweinchen und Kaninchen. Die Versuchsthiere erkranken nun an der Pest, und aus ihrem Blute *und ihren* Organen läßt sich *wieder der Pestbacillus* züchten. *Das ist der regelmäßige* Gang bakteriologischer Forschungsmethode, der von Professor Robert Koch geschaffen worden ist und zur *Aufdeckung zahl*reicher Krankheitserreger, wie z. B. des Tuberkelbacillus, des Cholerabalillus, des Diphtheriebacillus *u.* dgl. m., geführt *hat*. An diese theoretischen Forschungen *haben* sich weiterhin aber auch solche von emi*nent praktischer* Bedeutung angeschlossen: *nämlich* zur Gewinnung von Heilmitteln aus eben diesen Bacillen, *welche* die Krankheit erzeugen. Das ist vor Allem möglich geworden auf dem Wege der Blutserumtherapie, welche darin besteht, daß aus dem Blute von Thieren, welche künstlich gegen *das* Krankheitsgift gefestigt, gleichsam an dasselbe so gewöhnt worden sind, daß sie es ohne Schaden ertragen (durch Einspritzung immer steigender Mengen virulenter Bakterienreinculturen) ein Heilserum hergestellt wird, welches, auf andere Thiere und auf Menschen übertragen, diese nicht nur vor einer Ansteckung mit *den betreffenden* Bacillen und ihrem Gift schützt, sondern sogar eine schon stattgehabte Infection unschädlich macht. Das Blutserum künstlich gegen *ein* Gift *„immun“* gemachter Thiere enthält *das* Gegengift. *Mit* schwierigen und *complicirten* Arbeiten dieser Art waren auch *die jungen* wiener Forscher beschäftigt. In *solchen* bakteriologischen Untersuchungen sind *in* allen civilisirten Ländern der Erde *seit* Jahren unausgesetzt mehrere *Tausende von* Forschern thätig. *Selten hat eine wissenschaftliche* Großthat so *schnell und* so überaus reichliche Früchte getragen, *wie Robert* Koch's Methodik bakteriologischer Forschung. Den Ruhm, den die *deutsche* medicinische *Wissenschaft auf beiden Hälften* der *Erdkugel* erworben *hat*, verdankt sie zum großen Theil *gerade* diesen Untersuchungsmethoden. Nicht nur *an* jeder Universität der *Welt*, sondern auch bereits in zahlreichen anderen Städten giebt es öffentliche und private bakteriologische Laboratorien in großer Zahl, die fast sämmtlich auch kleinere und größere Thierbestände, oftmals in besonderen Ställen, besitzen, weil sie ihrer dringend zu ihren Forschungen bedürfen. In jedem dieser Laboratorien werden jederzeit große Mengen von Bakterien der verschiedensten Art vorräthig und im Versuch gehalten, darunter fehlen auch die allerböseften dieser kleinen Lebewesen *nicht*, und Thiere giebt es an jeder solchen *Arbeitsstätte*. So sind z. B. auch in *dem berühmtesten aller dieser* Laboratorien, *in der wissenschaftlichen* Abtheilung des Koch'schen Instituts für Infectionskrankheiten in Berlin, im Jahre 1897 von einem *Schüler und Assistenten* Koch's, Dr. *Kolle* — jetzigem Leiter eines staatlichen bakteriologischen Laboratoriums in *Südafrika*, dem dort die *Bekämpfung* der Rinderpest zur Aufgabe gestellt ist — viele Monate hindurch Peststudien gemacht worden, d. h. es sind Pestbacillen gezüchtet und verimpft, geimpfte Thiere in Ställen gehalten und später getödtet, Blut und Organe dieser Thiere verarbeitet worden u. dgl. m. In Hamburg und Berlin ist in den Jahren 1892 und 1893 sehr viel mit Cholerabacillen experimentirt worden, mit Diphtheriebacillen werden noch gegenwärtig zahllose Untersuchungen gemacht, die Höchster Farbwerke bei Franfurt a. M., welche das von Prof. Behring erfundene Diphtherieheilserum fabriciren, bergen in der dafür bestimmten Abtheilung ständig ungezählte Tausende von Diphtheriebacillenculturen und mit Diphtherie inficirte Pferde. In anderen Laboratorien wieder werden die nicht minder gefährlichen Milzbrandbacillen oder Rotzbacillen u. A. gezüchtet. Die bakteriologische Forschung *hat* noch zahlreiche Probleme zu lösen. *Das* erfolgreiche Beispiel der Erfindung des Diphterieheilserums hat ähnliche Untersuchungen bei *anderen* Infections-Krankheiten noch mächtiger angeregt.

Wo man mit solchen Materien arbeitet, ist man sich stets und überall der Gefahr der Ansteckung bewußt. Die Diener und Gehilfen in solchen Laboratorien wissen das ebenso gut, wie die Aerzte, die sich damit beschäftigen. Je nach dem Temperament ist der eine bei solchen Arbeiten vorsichtiger als der andere. Aengstliche Naturen geben sich solchen Arbeiten überhaupt nicht hin, aber wie im Leben überhaupt, unterscheiden sich auch hierbei die Menschen von einander sehr an Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Umsicht. Es hat daher gar nichts Verwunderliches, daß öfters in solchen Laboratorien Ansteckungen vorgekommen sind. Durch Infection mit Cholerabakterien, Diphtheriebacillen u. dgl. m. sind wiederholt Aerzte erkrankt und gestorben. Die Fachgenossen pflegen solche Vorkommnisse zu beklagen, sie wissen aber, daß die Betroffenen zumeist selbst die Schuld an ihrem Unglück in Folge ihres Leichtsinns, ihrer Unvorsichtigkeit oder ihrer Unkenntniß tragen. Uebrigens sind solche Vorkommnisse außerordentlich selten, wenn man die große Zahl von Gelehrten und ihren Gehilfen in Vergleich zieht, welche mit solch ansteckenden Materien zu thun haben. Noch niemals ist eine Laboratoriumsinfektion der Ausgangspunkt einer Epidemie geworden.

Nach diesen Vorbemerkungen wird auch dem Laien ein Urtheil darüber möglich sein, wie die Vorgänge in Wien zu beurtheilen sind. Man hat es hier augenscheinlich an der nöthigen Vorsicht fehlen lassen, und ein unglücklicher Zufall zieht mehr als den einen Betroffenen — der sonst gewöhnlich das alleinige Opfer bleibt — mit in das Verhängniß hinein. Die in Aerztekreisen allgemein *bekannten traurigen örtlichen* Verhältnisse in all *den Instituten* des wiener allgemeinen Krankenhauses mögen einen Theil der Schuld an den Vorkommnissen tragen, auch von Seiten der behandelnden Aerzte *und des Directoriums sind vielleicht bei der* ersten Erkrankung Fehler *begangen* worden. Aber die Thatsachen selbst verdienen gar nicht die allgemeine, *weitgehende* Bedeutung, die *man ihnen durch eine künstliche* Erregung der öffentlichen Meinung gegeben hat. „Als ob die Pest in Wien wäre“, so geriren sich in der österreichischen Hauptstadt die Führer der Demagogenpartei, an deren Spitze der Bürgermeister Dr. Lueger steht. Mögen — was wir nicht wünschen wollen und auch nicht glauben — auch noch einige andere Personen, die mit dem Peststoff in mittelbare oder unmittelbare Berührung gekommen sind, ihm zum Opfer fallen; der Infectionsherd wird sicher auf den Kreis seiner Entstehung beschränkt bleiben, weil keine Quelle (etwa ein verseuchter Graben, Brunnen und dergleichen) da ist, aus der mehr Menschen den Ansteckungsstoff schöpfen könnten. Solche Vorkommnisse, wie sie sich jetzt in Wien zutragen, können täglich überall sich ereignen, wo man derartige Studien betreibt.

Soll *man* deshalb der Wissenschaft Umkehr gebieten, ihr dieses Mittel der Forschung entziehen? Sollen eines solchen seltenen, *vereinzelten* Vorkommnisses wegen die *bakteriologischen* Laboratorien *von Staatswegen* geschlossen werden? Zu all dem liegt, wie wohl obige Darlegungen zur Genüge beweisen, gar keine Veranlassung vor. In Wien sind *diese traurigen Unglücksfälle* zu politischen *Zwecken* ausgenutzt worden. Der unerfahrene und darum unkritische Laie kann sich in solchen Dingen leicht bestimmen lassen, unnütze Vorkehrungen zu treffen, welche die wissenschaftliche Forschung lahm legen würde. Den Schaden davon aber trüge nur die leidende Menschheit. Das Beispiel des Dipherieheilserums zeigt, wie fruchtbringend solche Studien werden können, wenn auch oft erst nach Jahren und Jahrzehnten. Wie will man anders zu einem Heilmittel gegen die Pest — gewiß einem Ziel, des Schweißes der Edelsten werth! — gelangen, wenn die Forscher nicht Versuche an Thieren machen dürfen, die doch der Anwendung am Menschen vorausgehen müssen. Von „Gefühlsduselei“, wie sie auch der ganzen Antivivisectionsbewegung zu Grunde liegt, dürfen sich Staatsmänner nicht hinreißen lassen, die einen weiteren Gesichtspunkt im Auge haben müssen. Wie wollte man jetzt in Wien das Vorhandensein der Pest bei den Erkrankten constatiren, wenn sich nicht Jemand damit beschäftigte, bei diesen die Infection mit Pestbacillen nachzuweisen? Wie wollte man, ohne diesen Weg zu beschreiten, die *Berechtigung zu Isolirungsmaßregeln und* anderen nothwendigen sanitäts-polizeilichen Vorkehrungen begründen und diese selbst ins Werk setzen können? Die Verhütung der Seuchen beruht doch ganz und gar auf der Kenntniß der Eigenschaften der bakteriellen Krankheitserreger, der Wege ihrer Verbreitung u. dgl. m. Hat sich die öffentliche Meinung schon je einmal um der Aerzte willen aufgeregt, die in der Ausübung ihres Berufes sich oder ihre Angehörigen anstecken? Ebenso wenig Grund liegt vor, wegen der jetzigen Vorkommnisse in Wien gegen die Aerzte als Träger von Krankheitsgiften zu hetzen. Es wäre schnöder Undank, wenn man aufopfernde praktische oder wissenschaftliche Thätigkeit damit lohnen wollte.

Die bedauerlichen Vorkommnisse in Wien geben weder zu einer Beunruhigung des Publikums, noch zu einer Beschränkung der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung Veranlassung. (B. B. C.)

Ausland.

Frankreich. Die Pariser Friedensverhandlungen stehen nach jetzt dreiwöchentlicher Dauer allem Anschein nach noch auf demselben Flecke. Die beiden Punkte, in denen eine Einigung zwischen Spanien und Amerika bisher unmöglich ist, sind die Frage der Zukunft der Philippinen und die cubanische Schuld. Privatmeldungen aus Madrid zufolge fordern die Amerikaner jetzt die Abtretung der gesammten Philippinen und erklären sich zur Uebernahme jener cubanischen Schulden bereit, die aus localen Anlagen entstanden sind, lehnen dagegen diejenige Schuld ab, die zur Unterdrückung des Aufstandes aufgenommen wurde.

Der frühere Befehlshaber der amerikanischen Truppen auf Manila, General Merritt, weilt gegenwärtig, nachdem er in Paris den amerikanischen Friedenscommissaren seine Ansicht über die Zukunft der Philippinen vertraulich mitgetheilt, in London. Wie von dort gemeldet wird, soll er sich einem Vertreter des Reuterschen Bureaus gegenüber ausgesprochen und u. A. Folgendes erklärt haben:

„Admiral Dewey hat den Insurgenten nicht versprochen, daß die Philippiner völlige Unabhärgigkeit erlangen würden, wenn sie den Amerikanern hülfen. Ich schließe das aus den Unterredungen, welche ich seit einem Monat oder länger mit dem Admiral gepflogen habe. Ich glaube nicht, daß die Philippiner sich gegenwärtig selbst regieren können. Käme es dazu, so würde ein Insurgentenführer den anderen befehden. Aguinaldo selber hat keine so starke Anhängerschaft, daß er die Regierung übernehmen könnte. Sollte es wirklich zu einer ehrlichen Abstimmung kommen, so zweifle ich, ob Aguinaldo als Führer aus der Wahl hervorginge. Es giebt mehrere fähige Männer unter den Philippinern. Aber jeder hat seine eigenen ehrgeizigen Pläne. Ich glaube nicht, daß die Insurgenten den Amerikanern ernstlichen Widerstand entgegensetzen werden. Bei vielen Insurgentenführern *handelt es sich nur* um die Beute. Im *Ganzen* glaube ich, daß es sich *sehr wohl* mit *ihnen* verhandeln läßt. Eines ist sicher, daß sie sich niemals wieder der spanischen Herrschaft fügen werden. Lieber würden sie bis auf den letzten *Mann sterben.* Die *gläubigen Katholiken* lieben ihre Priester und auch die Jesuiten. Aber von den Mönchsorden wollen sie nichts wissen.“

Die Frankfurter Zeitung erfährt, daß Spanien der Krieg auf den Philippinen vom 24. Oktober 1896 bis zum 30. Juni 1898 nach amtlicher Aufstellung genau 192,458,400 Pesetas gekostet hat.

England. Die Londoner Presse hat wieder gewaltig mit dem Säbel gerasselt und die Möglichkeit einer Mobilisirung der Flotte in Erörterung gezogen. Das pflegt das sichere Zeichen zu sein, daß eine gefährliche Angelegenheit in das friedliche Fahrwasser gleitet. Die hiesigen Anschauungen, daß die Faschodafrage in Kurzem ihre diplomatische Erledigung finden wird, dürfte *trotz aller* Rüstungsalarme aus Frankreich und England sich bewahrheiten.

Das Londoner *„Reuter'sche Bureau“* aus Portsmouth meldet:

An alle zur Abfahrt bereiten Kriegsschiffe im hiesigen Hafen ist von der *Admiralität* der Befehl ergangen, den Mannschaftsbestand auf die volle *etatsmäßige Stärke* zu bringen. Die Befehle zum Umbau der vier Torpedobootszerstörer, die mit Wasserröhrenkesseln versehen werden sollten, sind widerrufen, und diese Schiffe sind angewiesen worden, die Vorräthe wieder an Bord zu nehmen, die sie gelandet hatten, damit der Kesselumbau vorgenommen werden könne.“

Das „Reuter'sche Bureau“ sah sich aber veranlaßt, dieser Depesche folgendes Selbstdementi folgen zu lassen:

„Wie das „Reuter'sche Bureau“ erfährt, sind die sensationellen Meldungen über die Beziehungen zwischen Großbritanien und Frankreich durch die augenblicklichen Umstände nicht gerechtfertigt, und es besteht kein Grund zur Beunruhigung für den gegenwärtigen Zeitpunkt. Auch die Meldungen über von der Admiralität der Flotte ertheilte Befehle müssen mit äußerster Reserve aufgenommen werden.

Tageschronik.

— **Der Herr Gouverneur** hat gestattet, auf Grund des vom Minister des Innern am 10. Juni 1897 bestätigten Statuts mit einigen, auf die Besonderheiten des Weichselgebiets bezüglichen Aenderungen in Petrikau einen israelitischen und in Zgierz und Bendin christliche Armenvereine zu gründen.

— **Bekanntmachung des Präsidenten.** Da mit Allerhöchster Genehmigung in Port-Arthur und Talienwan orthodoxe Gotteshäuser errichtet werden sollen, ist auf allerunterthänigsten Bericht des Verwesers des Marineministeriums die Allerhöchste Bewilligung zur Sammlung von Spenden im ganzen Reich eröffnet. Infolge dessen macht der Stadtpräsident im Auftrag des Herrn Gouverneurs bekannt, daß in der Kanzlei des Magistrats die Listen zur Zeichnung freiwilliger Beiträge ausliegen und Geldspenden entgegengenommen werden.

— **Die Petrikauer Gouvernements-Regierung** macht bekannt, daß die Höhe der Transportsteuer für das künftige Jahr vom Ministerium des Innern auf neunzehn Kopeken von jedem steuerpflichtigen Rauchfang festgesetzt ist. Die Transportsteuer dient bekanntlich zur Deckung der Unkosten der Beförderung von Arrestanten und Landstreichern außerhalb der Etappenlinien im Königreich Polen und wird im Januar 1899 beigetrieben. Die Aufsicht über das regelrechte Einfließen der Steuerbeträge führen in den Kreisen die Kreischefs, in den Städten Petrikau und Lodz der Präsident.

— Der Chef des Lodzer Post- und Telegraphen-Comptoirs **Collegienrath A. J. Lyslow** ist seit Montag Vormittag sehr schwer krank. Ganz plötzlich mitten in der dienstlichen Arbeit vom Schlage gerührt, hat der Kranke gestern die Fähigkeit, zu sprechen und den Kopf zu bewegen, verloren. Beide Beine und die ganze linke Seite des Körpers sind gelähmt, und im Lauf des Tages schwand auch das Bewußtsein, so daß man das Schlimmste befürchtete und nach dem Geistlichen schickte, der dem Kranken die Sterbesakramente reichte. Zahlreiche Personen besuchen die schmerzgebeugte Familie, um ihrem tiefen Mitgefühl mit dem so plötzlich über sie hereingebrochenen Kummer Ausdruck zu geben.

— Ueber die **Ersetzung der gegenwärtigen Kreditbillete im Werthe von 100 Rbl. durch solche neuen Musters** veröffentlicht die Gesetzsammlung das nachstehende Allerhöchst bestätigte Reichsraths-Gutachten:

Als endgiltiger Termin für den Umtausch der Kreditbillete im Werthe von 100 Rbl. des Musters v. J. 1866 ist der 31. Dezember 1900 festzusetzen, mit dem Vorbehalt, daß nach Ablauf dieser Frist die gen. Kreditbillete bei Kronszahlungen nicht angenommen werden und im Privatverkehr nicht obligatorisch sind. Ferner werden folgende Regeln festgestellt:

1) Von den von den Staatsbank-Institutionen eingehenden Kreditbilleten neuen Musters im Werthe von 100 Rbl. dürfen in keinem Falle Billete, die befleckt, zerknittert, zerrissen oder eingerissen und überhaupt abgenutzt und schmutzig sind, wieder in Verkehr gesetzt werden.

2) Ein beschädigtes Kreditbillet im Werthe von 100 Rbl. des Musters v. J. 1898 wird nicht in Zahlung genommen, wenn es nicht aus drei Vierteln des Billets besteht, nicht das Viertel der rechten Seite und zum mindesten die Lit. der Serie von der einen Seite und die Unterschrift des Kassiers, sowie eine der beiden Nummern aufweist, oder wenn aus beiden unvollständigen Nummern nicht eine vollständige zusammengestellt werden kann. Ein zerrissenes Kreditbillet gen. Werthes und Musters aber wird nicht in Zahlung genommen, wenn die Ränder der zerrissenen Theile bei der Zusammenstellung nicht dermaßen aneinanderpassen, daß die Nummern, die Lit. der Serien und die Unterschrift des Kassiers sich als fortlaufend, wie auf den unversehrten Billeten darstellen und wenn die Zusammengehörigkeit dieser Theile zu einem und demselben Billete nicht klar sichtbar ist.

Ferner giebt der Finanzminister in einer besonderen Verfügung bekannt, daß der Umtausch der Kreditbillete alten Musters im Werthe von 100 Rbl. gegen neue, sowie die Verausgabung der neuen Billete am 1. Dezember 1898 in den Komptoirs der Staatsbank beginnt; in den Abtheilungen der Bank, sowie in den Renteien wird der Umtausch aber nach Maßgabe der Versorgung dieser mit den erforderlichen Vorräthen an Billeten neuen Musters erfolgen.

Das Aeußere der Billete, dessen Beschreibung $6\frac{1}{2}$ Seiten der Gesetzsammlung füllt, ist kurz folgendes:

Die neuen Kreditbillete haben eine Länge von 260 mm bei einer Breite von 122 mm; $\frac{3}{4}$ des ganzen Billets sind der Länge nach auf beiden Seiten bedruckt und das übrige $\frac{1}{4}$ enthält rechts ein inneres Wasserzeichen in Gestalt des Porträts der Kaiserin Katharina II. Das Billet ist auf Papier von gelblicher Farbe gedruckt. Die Zeichnung der Vorderseite des Billets enthält links das Porträt der Kaiserin Katharina II. in einem ovalen Rahmen und eine Rosette mit der Ziffer 100 unter diesem; ferner den Text des Billets in der Mitte und rechts das Reichswappen über einem Schilde, auf welchem die durch den Allerhöchsten Erlaß vom 14. November 1897 festgesetzten Aufschriften über die Kreditbillete enthalten sind, unter dem Schilde befindet sich eine Vignette mit der Jahreszahl 1898. Der Druck der ganzen Vorderseite ist in schwarzer Farbe ausgeführt. Der Text des Billets ist in acht Zeilen wie folgt angeführt:

ГОСУДАРСТВЕННЫЙ
КРЕДИТНЫЙ БИЛЕТЪ
СТО
РУБЛЕЙ
Государственный Банкъ размѣниваетъ кредитные билеты на золотую монету безъ ограниченія суммы
(1 р. = $\frac{1}{15}$ имперiала, содержитъ 17,424 долей чистаго золота).

Der Druck der Rückseite ist in drei Farben: roth, grün und blau ausgeführt, wobei die Linien der Zeichnung ununterbrochen aus einer Farbe in die andere übergehen.

— Zu dem gestern kurz gemeldeten **Brande in der Pruszinowski'schen Fabrik** haben wir folgendes nachzutragen: Das Feuer entstand gegen $5\frac{1}{4}$ Uhr in dem dritten Stockwerk der Fabrik, in welchem sich die Selfactoren der eigenen Spinnerei von Pruszinowski befanden. Dieses, sowie das zweite Stockwerk, das leer stand, brannten vollständig aus. Dagegen gelang es den Anstrengungen der Feuerwehr, von welcher die Züge I., II., III. und VI. mit fabelhafter Schnelligkeit auf der Brandstelle erschienen, die untersten beiden Stockwerke, in denen sich die Triebe'sche Spinnerei befindet, zu erhalten. Trotzdem hat aber auch die Firma Triebe großen Schaden durch die eingedrungenen Wassermassen erlitten und dürfte der Betrieb auf längere Zeit unterbrochen sein. Der Schaden, den der Brand in der Pruszinowskischen Fabrik verursacht hat, ist bedeutend, aber durch Versicherung voll gedeckt. Die Entstehungsursache ist uns nicht bekannt.

— **Billige Mittage.** In den an der Przejazdstraße und am Grünen Ringe belegenen Theehallen des christlichen Wohlthätigkeits-Vereins werden seit einiger Zeit Mittags von 12 bis 1 Uhr Mittage, bestehend aus einer Schüssel Suppe und einem Stück Fleisch für den billigen Preis von 10 Kopeken verabreicht und finden starken Absatz. Wie bedeutend der Verkehr im Allge-

meinen in diesen Theehallen ist, geht aus dem Umstande hervor, daß in einigen derselben täglich bis zu 1000 Glas Thee á 1 Kopeken verkauft werden.

— **Getreidepreise.** Auf dem gestrigen Getreidemarkt herrschte abermals lebhafter Verkehr und stellten sich die Preise wie folgt: Weizen 6 Rbl. 40 Kop. bis 6 Rbl. 50 Kop., Roggen 4 Rbl. 90 Kop. bis 5 Rbl., Gerste 4 Rbl. 50 Kop. bis 4 Rbl. 75 Kop. und Hafer von 2 Rbl. 90 Kop. bis 3 Rbl. 30 Kop.

Vom ausländischen Getreidemarkt berichtet der „B. B. C.“ Folgendes:

So wie hier ist auch in Liverpool und an den amerikanischen Märkten nach der mehrtägigen Aufwärts-Bewegung eine Abschwächung eingetreten. In Newyork und Chicago war dieselbe weniger stark, weil auf ungünstige Wetterberichte aus den nordwestlichen Staaten Deckungen vorgenommen wurden. Im Berliner Verkehr war die Stimmung anfänglich noch recht matt. Preise mußten unter dem Druck von Realisationen noch beträchtlich unter dem gestrigen Stand zurückgehen, um auf genügende Kauflust zu stoßen. Später wurde es fester und gegen Schluß sind wieder merklich höhere Preise bezahlt worden, als von Liverpool nach flauer Eröffnung Hausse gemeldet wurde. Das Lieferungs-Geschäft war weniger belebt als in den letzten Tagen und im Eifhandel sind wohl, abgesehen von Mais, überhaupt keine Abschlüsse zu Stande gekommen. Die Offerten lauteten durchweg zu hoch; in Roggen war, wenn auch zu theuren Preisen, mehr Angebot von Amerika bemerkbar; auch von Rußland wurden Gebote verlangt.

— **Bitte.** Das Armenhaus-Comitee, das bekanntlich in jeder Weise für seine Pflegebefohlenen sorgt, ist auf Ersuchen durch die Liebenswürdigkeit einiger Wohlthäter in den Stand gesetzt worden, für die männlichen Insassen — ungefähr 100 an der Zahl — Stoff zu neuen Winterröcken anzuschaffen. Hierzu fehlt nun aber noch der Futterstoff, zu welchem Bojke gut zu verwenden ist und wenden wir uns in Folge Ersuchens des Comitees an die Herren Fabrikanten mit der Bitte, ihre milde Hand aufzuthun, und einige Stücke Futterstoffe zu besagtem Zweck zu spenden.

Ferner würde das Comitee auch für die Zuwendung einiger Fuhren Stroh, das nöthig gebraucht wird, sehr dankbar sein.

— Vor einigen Monaten wurden einige Gouvernementsstädte, wie wir s. Z. auch berichtet haben, von den **Ausgaben für den Unterhalt der Polizei** befreit. Gegenwärtig kommt nun unseren Informationen zufolge das Ministerium des Innern bei dem Reichsrath mit einer Vorlage ein, dieselbe Vergünstigung auch einer Reihe anderer Städte zu Theil werden zu lassen, deren Finanzwirthschaft sich sehr im Verfall befindet und einer Unterstützung bedarf.

— Eine außerordentliche **General-Versammlung der Aktionäre der Petrikauer Manufaktur** findet am 19. Nov. (1. Dec.) im Hause № 55 in der Cegielniana-Straße statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende Punkte:

1) Berathung über eine Erweiterung des Unternehmens;
2) Entscheidung der Frage betreffs Vergrößerung des Grundkapitals;
3) Bestätigung des Budgets und Operationsplans pro 1898/99;
4) Wahl neuer Mitglieder des Verwaltungsraths und
5) Wahl der Mitglieder der Revisions-Commission.

— Wegen **Verletzung des Fahrreglements** sind vom 10. bis zum 15. Oktober sechsundzwanzig Droschkenkutscher von den Chargen der Polizei angehalten und zu gesetzlicher Verantwortung gezogen worden.

— In die **Warschauer Universität** sind mit Beginn des neuen Lehrjahrs 230 Studenten, darunter 207 Christen und 23 Juden, aufgenommen worden.

— **Aus dem Geschäftsverkehr.** Die Actiengesellschaft Schlösser in Ozorkow macht durch Rundschreiben bekannt, daß Herr Ernst Buchholtz aus der Verwaltung ausgeschieden ist und in Fo.ge dessen aufgehört hat, die Firma zu zeichnen.

— † In Warschau ist am Sonntag der Redacteur der Zeitung „Dziennik dla Wszystkich“ Herr **Henryk Perzynski** nach langen und schweren Leiden im Alter von 56 Jahren gestorben.

— In der am Montag Abend stattgehabten **Sitzung des Kirchen-Gesang-Vereins der Trinitatis-Gemeinde,** welche im Vereins-Lokale stattfand, erschienen zum ersten Male die beiden Herren Pastoren der Trinitatis-Gemeinde Gundlach und Hadrian, von welchen der erstere das Amt des Präses und der letztere das Amt des Vicepräses des Vereins übernahm.

— **Für Hufschmiede und Pferdebesitzer.** Bei dem Herannahen des Winters wenden die Besitzer von Pferden ihre Aufmerksamkeit besonders dem Hufeisen zu. Eine von Herrn Schmiedemeister Schrader in Wandsbeck gemachte Erfindung wird daher gerade jetzt von erhöhtem Interesse sein, zumal diese ein Ausgleiten und Verletzen der Thiere fast unmöglich macht und bedeutende Ersparnisse durch stete Beibehaltung des Hufeisens herbeiführt. Nach einer Mittheilung des Patentbureaus von H. u. W. Pataky, Berlin, besteht die Schrader'sche Neuerung in einem auswechselbaren Hufgriff, welcher mittelst einer Schraube auf dem Hufeisen befestigt wird. Das Muttergewinde der Schraube befindet sich sowohl in dem Griff selbst als auch in dem Hufeisen, sodaß es unbedingt festsitzt. Bei Verwendung dieses Hufgriffes kann eine Abnutzung des Hufeisens nicht stattfinden; der billige Griff wird aber von jedem Laien innerhalb weniger Augenblicke mit Leichtigkeit ausgewechselt werden können.

— Das Annageln der Hufeisen am Pferdehuf soll ein einem Amerikaner durch Patent geschütztes nagelloses Hufeisen ersetzen. Der Befestigungsschuh dieses Eisens ist, wie uns das Patentbureau von H. u. W. Pataky, Berlin mittheilt, aus zwei oder mehr Theilen zusammengesetzt, welche an beiden Enden z. B. durch Schrauben einstellbar mit einander verbunden sind. Es bezweckt dieses den Druck des Schuhs auf den Huf gleichmäßig über die ganze Fläche vertheilen zu können.

— **Richtigstellung.** In unserer Freitagsnummer hatten wir im localen Theile über eine aufregende Scene berichtet und dabei den Namen Marianna Schnelke genannt. Von dem Bruder der Unglücklichen werden wir nun ersucht, die Notiz dahin richtig zu stellen, daß der Namen derselben nicht Schnelke, sondern Schmichel ist.

— **Thalia-Theater.** Anläßlich der Wiederholung der prächtigen Operette „Das Modell“ war das Haus am Montag Abend nicht nur wiederum bis zum letzten Plätzchen ausverkauft, sondern es mußten abermals Hunderte umkehren. Heute Abend wird das zugkräftige Lustspiel Im weißen Rößl“, das am Sonnabend zum achten Male ein volles Haus gemacht hatte, zum neunten Male gegeben.

— Der heutigen Nummer unseres Blattes ist die **officielle Ziehungsliste** der dritten Klasse der 171. Warschauer Klassenlotterie beigelegt.

Telegramme.

Petersburg, 24. Oktober. Wie aus Kasan berichtet wird, ist durch persönliche Conferenzen des Ministers des Innern mit den Lokalbehörden die Höhe der Bedürfnisse für die Verpflegung der von der Mißernte betroffenen Bevölkerung nunmehr ermittelt worden. Die Bedürfnisse der Kreise Swijasisk und Tjetjushi sind bis zum nächsten Frühjahr durch Getreide gesichert, welches das Finanzministerium abgegeben hat. Die übrigen Kreise des Gouvernements Kasan haben bereits zwei Drittel der erforderlichen Getreidemenge erhalten, das letzte Drittel ist durch den plötzlich eingetretenen Frost auf den Flüssen in der Nähe des Bestimmungsortes aufgehalten worden, kann aber dorthin auf dem Landwege geschafft werden.

Wien, 24. Oktober. **Dr. Müller ist der Pest erlegen.** Sein Tod erfolgte gestern Morgen um $4^1/_2$ Uhr. Der Verstorbene hätte morgen seinen 32. Geburtstag gefeiert, da er am 25. Oktober 1866 in Graz geboren ist, wo er an der Universität Medicin studirte. Er war schon als Student von regstem Forschungseifer erfüllt, hielt sich von allen Vergnügungen fern und galt als Sonderling. Dr. Müller wurde bereits 1892 Assistent an der Klinik des Geheimraths Ziemssen in München, kam 1895 als Assistent nach Wien zu Professor Nothnagel und wurde zugleich Privatdocent. Er litt sowohl während seiner Studienzeit wie als Arzt Noth und Entbehrung und lebte wochenlang von Milch und Brot. Seit einigen Jahren besserte sich seine Lage, und erst vor kurzem äußerte er, daß er in der Umgebung Wiens ein kleines Häuschen auf Abzahlung kaufen und seine Eltern dorthin bringen wolle. Das Dahinscheiden des hoffnungsvollen jungen Gelehrten, der sein Geschick im Dienste der Wissenschaft mit wahrem Heldenmuth ertrug, wird in der ganzen Welt aufrichtiges Mitleid erwecken. Ueber die letzten Lebensstunden und die Beisetzung Dr. Müllers berichten folgende Telegramme:

Wien, 24. October. Beim Tode Dr Müllers war nur die Wärterin zugegen. Bis Sonnabend Abend um 9 Uhr war Müller bei vollem Bewußtsein, dann erst war bei ihm das Sensorium benommen. Die Leiche durfte niemand berühren als Dr. Pöch und die Nonne. Beide trugen eine Art Schnurrbartbinde aus Gaze, in welcher ein Wattetambon Mund und Nase verdeckte. Durch zwei Diener wurde ein Holzsarg gebracht, dann die Thür zur Isolirkammer geöffnet und der Sarg zur Hälfte hineingeschoben, worauf sich die Diener entfernten. Dr. Pöch und die Nonne ergriffen den Sarg und schleiften ihn ins Zimmer hinein. Dann wurde in den Sarg eine Schicht mit einer Sublimatlösung getränkter Sägespäne geschüttet, der Leichnam in ein Leintuch gewickelt und in den Sarg gelegt. Dieser wurde hierauf von Dr. Pöch und der Nonne vernagelt, mit Sublimat gewaschen, bis zur Thür geschleift und zur Hälfte hinausgeschoben. Draußen vor der Thür stand der Metallsarg bereit, welcher, nachdem der Holzsarg hineingestellt worden, zugeschraubt, verlöthet und ins Desinfectioszimmer gebracht wurde.

Wien, 24. Oktober. Im Dämmern eines trüben Oktobermorgens ist Dr. Hermann Müller bei verschlossenen Friedhofsgittern heute früh ins Grab gebettet worden. Nur der Zuvorkommenheit eines hohen Beamten habe ich es zu danken, daß ich der ergreifenden Scene beiwohnen konnte. Die Abschließung hat ihre volle Berechtigung. In einer Woche werden Hunderttausende zum Central-Friedhof zum allgemeinen Gräberbesuch am Allerseelentage pilgern. Bis dahin muß die Ruhestätte des an so schrecklicher Seuche Verstorbenen unbekannt bleiben. Bei der sprichwörtlichen Neugier der Großstädter würden auch die Wiener sich in ungeheuren Massen zu diesem Grabe drängen, wodurch eine Gefahr heraufbeschworen würde, die sich vermeiden läßt. Der Centralfriedhof — er ist eine Stunde weit außerhalb der alten Wiener Stadtlinie gelegen — steht gegenwärtig trotz der späten Jahreszeit noch im herrlichsten Herbstschmuck. Wohl bedeckt den Boden der breiten Baumalleen ein goldener Teppich von gefallenen Blättern; aber Eulanthus, Flieder, Eschen, Trauerweiden haben noch ihren vollen Blätterschmuck und die Blumenzier auf den tausend und aber tausend Gräbern ist ungewöhnlich üppig. In all dieser Farbenpracht wirken die vielen Cypressen und Lebensbäume mit ihrem dunklen Grün und dem schwarzen Schatten ernst und malerisch. Um 5 Uhr war der Sarg Doctor Müllers im Epidemiespital mit einem geschlossenen Packwagen abgeholt worden. Nur einer von den vielen hundert Kränzen, die im Laufe des Sonntags an der Schwelle des Todtengemachs niedergelegt worden waren, kam mit in den Leichenwagen. Um 6 Uhr langte die Leiche beim Centralfriedhof an. Es war schon halbheller Tag, und ein kleines Häuflein betrübter Menschen stand in dem Rondeau, an dessen oberer Seite des offene Grab sich befand, bei dem sechs Todtengräber aufgestellt waren. Ein üppig wuchernder Fliederstrauch wölbte seine Zweige über das offene Grab. In neun Wagen waren die junge blonde Schwester Müllers, sein Bruder, der Geistliche mit dem Kirchendiener und etwa zwanzig Aerzte, Professor Nothnagel an der Spitze, zum Begräbniß gekommen. Der Friedhof-Verwalter übernahm alle Anordnungen und trug die Verantwortung. Als der Leichenwagen erschien, mußte alle Anwesenden auf die Seite treten. Der Sarg wurde herausgenommen und sofort ins Grab gesenkt. Dann traten die Leidtragenden bis auf zehn Schritt Entfernung vom Grabe vor. Der Geistliche stellte sich an ihre Spitze und nahm aus der Ferne die Einsegnung vor. Im Namen Professor Nothnagels sprach dann Dr. Frankl einen warmgehaltenen Nachruf, der in den Worten ausklang: „Du armer Held der Wissenschaft, lebe, wohl, lebe wohl, lebe wohl!“ Tiefes Schweifen folgte. Es war ein ergreifender Augenblick. Die sechs Todtengräber machten sich an ihre traurige Arbeit, und die ersten Schollen fielen mit dumpfem Poltern auf den Sarg des Opfers seines ernsten Wissensdranges. Da erschien plötzlich im Osten, als Feuerkugel auftauchend, die Sonne und vergoldete in einem Augenblick die ganze Scene — den herbstlichen Friedhof und die betrübten Menschen am halbgeschlossenen Grab. Es war, als wolle ein goldener Sonnenstrahl in die Finsterniß gerade dieses Grabes dringen und darin gebannt bleiben auf alle Zeit.

Wien, 24. October. Die Wärterin Pecha hatte eine gute Nacht; ihr Bewußtsein ist klar, Erbrechen ist nicht eingetreten. Das Befinden der übrigen Internirten, einschließlich der Wärterin Hochegger, ist normal. Eine als Wärterin fungirende Ordensschwester fühlt sich etwas schwach; sie hat Herzklopfen.

Paris. 24. Oktober. Die Pariser Straßen durchziehen schon heute von den Nationalisten angeworbene Banden, die herausfordernde Lieder nach der Melodie des Boulangerliedes singen, besonders eines mit dem Refrain: „Wir fragen, woher das Geld für die Dreyfus-Agitation kommt.“ Das nationallistische Hauptcomitee beräth eben jetzt, was morgen geschehen soll. Wenn die Socialisten auf dem Concordienplatz nicht erscheinen, wird die Polizei ihre Maßnahmen auf die ganze Stadt ausdehnen, und innerhalb der Bannmeile von Paris wird das Militär consignirt.

Paris, 24. Oktober. Die Antisemitenliga ließ ein Manifest anschlagen, in welchem die Juden beschuldigt werden, die nationale Vertheidigung gefährdet, eine wirthschaftliche Krisis verursacht und den Bürgerkrieg angezettelt zu haben. Das Manifest fordert die Bevölkerung auf, am Dienstag auf dem Concordienplatze eine große antisemitische Demonstration zu veranstalten.

London, 24. October. Das Gutachten des französischen Arztes, welches dem chinesischen Auswärtigen Amt unterbreitet ist, erklärt der Times zufolge, die Untersuchung ergäbe, der Kaiser von China leide an Albuminurie mit beginnender Phthisis und großer Schwäche. Der Zustand sei bedenklich und fortgesetzte Behandlung durch einen ausländischen Arzt nöthig. Der Kaiser legte bei der Untersuchung die Kleider des Oberkörpers bis auf eine dünne, seidene Unterjacke ab. Der Arzt fand die linke Lungenspitze in geringem Maße angegriffen und stellte Fragen. Doch statt der Antwort zog der Kaiser aus seinem Schuh ein Schriftstück, das die genaue Beschreibung der Symptome enthielt. Die Sorge der Kaiserin um den Patienten machte großen Eindruck auf den Arzt.

Verona, 24. October. Die gestern hier eingeweihte Kirche Santa Lucia ist eingestürzt. 25 Personen wurden unter den Trümmern begraben. Bisher konnten zehn Todte und zehn Verwundete, unter diesen der Ortspfarrer, hervorgezogen werden.

Pretoria, 24. Oktober. Am Zoutpansberge soll ein starker Haufen von Kaffern und Magatos unversehens eine Boerenabtheilung überfallen haben, der Angriff aber durch ein mörderisches Artilleriefeuer zurückgeschlagen worden sein.

Angekommene Fremde.

Grand Hotel. Herren: Unreich aus Landsberg, Hilscher aus Chemnitz, Landau und Soliger aus Breslav, Rosenblum und Krakowski aus Moskau, Segusson aus Paris, Arawin aus Paris, Lewi und Goldmann aus Warschau.

Hotel Victoria. Herren: Berbock aus Konin, Herzig aus Reichenberg, Krusche aus Pabianice, Finkelstein, Idzkowski, Klimesch, Engelmann, Lilienthal und Konitz aus Warschau, Binin-Schwili aus Achalcich, Preger und Dobrowolski aus Kalisch, Knabe aus Tomaschow, Raciencki aus Szynczyn, Kerst aus Tomaschow, Wrzosek aus Gorna, Lewinsohn aus Roslawl, Kaplan aus Kowel.

Hotel de Pologne. Herren: Wolski aus Konkolewice, Gorbinski aus Czenstochau, Gottlieb aus Bialystok, Engelmann aus Wloclawek, Wolczynski aus Petersburg, Oriobiszyn aus Nowogeorgiewsk, Trzebinski aus Suchodniew, Gardulski aus Subochin, Zybulski, R. und A. Elerkunst aus Warschau.

Hotel Hamburg. Herren: Gelner aus Perejaslaw, Schereschewski aus Wolkowisk, Kabalkin aus Lepel, Wermos aus Sieglec, Frischberg aus Luck, Glusberg aus Saslaw, Usatow aus Rom.

Hotel Europe Herren: Paraskiewicz und Ogli aus Moskau, Weißmann und Zuckerwar aus Warschau, Nowinski aus Schumow, S. und J. Meitlis aus Bendzin, Rotenberg aus Rowno, Ebin aus Minsk, Halperin aus Odessa, Rabinowicz aus Dwinsk, Rzeszewski aus Ozorkow.

Hotel Venedig. Herren: Chartorst aus Sierpiec, Gelady aus Petrikau, Sieradzki aus Proschki, Seidel aus Plock.

Hotel de Rome Herren: Schimonderski aus Golin, Bernacki aus Warschau, Graupner aus Dresden.

Hotel Centrale. Herren: Irstein aus Rom, Checiczenko aus Warschau, Borowski aus Konsk, Sarapinkin aus Porieczy, Freudenberg, Isstein, Lanin und Gottlieb aus Bialystok, Simmel aus Warschau.

Hotel de Paris. Herren: Jakowlewicz aus Lowicz, Hurscha aus Pinsk, Charkowski aus Tschernigow, Stern und Freigkin aus Bialystok, Scheer aus Kowno, Bisko aus Wolyn, Weil aus Moskau.

Hotel de Russie. Herr Hamburger aus Lenczyc.

Hotel du Nord. Herren: Mendzanski und Schapkowski aus Warschau, Przedecz aus Plock.

Nachstehende Telegramme konnten vom Telegraphenamt theils wegen mangelhafter Adresse, theils aus anderen Gründen nicht zugestellt werden:

Fränkel für Lewin aus Wilna, Kindermann aus Moskau, D. Gubinski-Grewe aus Moskau, Haida aus Kainsk, Hensel aus Borsny, Levi Mendel aus Wartha, Herzkin aus Brest, Thernajew aus Jarosslaw, Kirschenbaum (Hotel Hamburg) aus Radom, Stern aus Libau, Dreyfuß (Grand Hotel) aus Straßburg, Erin aus Zawiercie, Ch. Sh. Lapstein aus Tataäbunar, Rosinthal aus Bialystok, Lange aus Turoscheln. Vorzeiger von № 797 aus Alexandrowo, Slomnicki aus Goldingen, Wischnia aus Grodzisk, Dubowski aus Poltawa, Kempe aus Warschau, Frischer aus Werschbnik, Klein aus Berlin, Kochanski aus Masamet, Fuchsromocki aus Odessa, Schwawczyk (2 Telegramm) aus Luga, Reis aus Kischiniew, Ziegelstraße aus Kekaterinasslaw, Berg aus Riga, Armand aus Warschau.

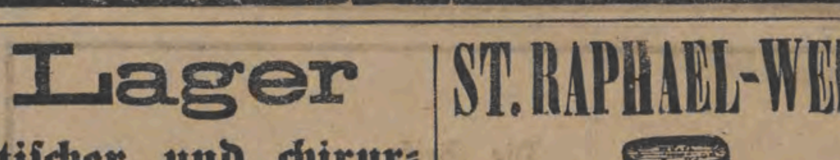
Coursbericht.

Berlin, den 25. Oktober 1898.
100 Rubel — 216 Mk. 60
Ultimo 216 Mk. 25

Warschau, den 25. Oktober 1898.

Berlin	46	$27^1/_2$
London	9	$36^1/_2$
Paris	37	$37^1/_2$
Wien	78	65







Редакторъ и Издатель Леопольдъ Зонеръ. Дозволено Цензурою, г. Лодзь 13-го Октября 1898 г. Schnellpressendruck von Leopold Zoner.

№ 240. Mittwoch, den 14. (26.) October 1898.

Lodzer Tageblatt

Belletristischer Theil.

Allheilende Einsamkeit.

Novelle von Agnes Harder.

[1 Fortsetzung.]

Dann kam eine Nacht am Teich, eine Mainacht, in der der Vollmond auf dem Wasser schwamm wie ein Kahn, der hinüberführen will zu ewigem Genuß. Da sah sie zu den Kastanien auf, an denen hundert Hochzeitskerzen flammten, und die Arme ausbreitend, schrie sie in diese Nacht des Genusses den Schmerz des vereinsamten Herzens hinaus:

„Warum nicht ich? Warum ich allein betrogen, beraubt, verstoßen? Warum auf mich der Fluch, die ich nichts gethan habe, nichts gesündigt, die ich bereit war für das Geheimniß des Lebens wie die Blume für den Frühlingswind — warum ich allein — allein — ?"

Sie warf sich in das feuchte Gras, sie drückte die Stirn an die Weide, die ihr mit ihren grünen Haaren über das Gesicht strich, und sie rief es dem Mond da zu in dem tiefen, stillen Spiegel, diesem blassen Mond, der über dieser zitternden Natur stand gleich dem Bilde von Sais, von dem der Schleier gefallen ist und das die Triebfeder des Lebens offenbart.

Man hatte gesehen, daß der Graf P. um sie warb. Aber Viele begehrten die schöne Sibylle, das Schooßkind allerhöchster Gunst. Einer war darunter, der es nicht gewohnt war, sich den Rang streitig machen zu lassen, um keinen Preis, selbst nicht um den einer zertretenen Mädchenehre. Man fing an zu flüstern um den jungen Sieger, der die Stirn, die Sibylle geküßt hatte, so hoch trug. Er gab nicht Acht darauf. Es kriecht so viel Gewürm um die Throne. Es ist noch immer das alte Bild, das das Mittelalter für die Frau Welt hatte, von vorn ein schönes Weib, prächtig geschmückt mit allen Reizen — aber im Rücken ekle Geschwüre, Schlangen und Nattern. Dann fiel ein Wort, das der Graf hören mußte. Es war wie ein Peitschenhieb, nur daß er nicht Rechenschaft dafür fordern durfte. Dann noch eins, und dann begann man hinter dem glücklichen Sieger zu lächeln, bis sich ein Freund fand, der ihm das Unglaubliche bestätigte. Einen Tag später verunglückte der Graf auf der Jagd. Als Sibylle an sein Lager stürzte, hatten sie nur noch Zeit, sich darüber zu verständigen, daß man ihrer Beider Leben in freventlichem Spiel zerbrochen habe. Er starb mit der leidenschaftlichen Bitte um Verzeihung, mit dem ganzen furchtbaren Gefühl der Verantwortung für dieses junge Weib, die ihm ihr reines Herz anvertraut hatte, starb ein Opfer fremden Leichtsinns, an dem Ansteckungsstoff und der Fäulniß gewisser Gesellschaftskreise, die keine Reinheit mehr anerkennen und an keine Unschuld mehr glauben.

In jener Mainacht begriff Sibylle, was ihr geschehen war. Die Betäubung des Schmerzes war gewichen und das Verständniß erwacht. Die fruchtbare Empfänglichkeit der Natur machte sie rasend, sie wehrte sich gegen diese Sehnsucht, die in jedem Blatt zitterte, und als Lisette die Herrin endlich fand, brachte sie eine Schwerkranke zu Bett, an der wochenlang das Fieber rüttelte.

Das war die Krisis gewesen.

Als sie genas, war fast ein Jahr vergangen, seit sie in dem Garten eine Zuflucht gesucht hatte, und nun bekam ihr Gesicht allmählich diesen stillen Ausdruck, verwischten sich die Linien der Gedanken, wurde es zum reinen, unpersönlichen Spiegel der Natur. Der Winter kam, und eines Tages gab sie Lisette den Auftrag, nach Lectüre zu schreiben. Die Gute ließ eine ganze Kiste der neuesten Romane aus Berlin kommen. Sibylle blätterte die Geistesnahrung durch, die der Buchhändler dem Freifräulein für die Wintertage auf das Land geschickt hatte, und schüttelte den Kopf. Das Alles verstand sie nicht mehr, wollte es nicht mehr verstehen. Die Romane gingen zurück, und eine Kiste wissenschaftlicher Werke, hauptsächlich Naturgeschichte und Entwicklungslehre, folgte. Monate hindurch las sie, und die schönen Zügen wurden immer stiller, immer mehr verschwand das Persönliche in ihrem Ausdruck.

Die erwachende Natur fand in ihr nun nur die kritische Beobachterin, der Lenz war für sie jetzt nicht mehr die Fleisch gewordene Sehnsucht, das zitternde Begehren. Ruhig sah sie, wie die Knospen sich öffneten, die Vögel ihre Nester bauten. Sie prüfte die Eierschalen, die zu der Erde fielen, wenn das Junge auskroch, die leeren Puppen der Schmetterlinge, die Larven der Insecten. Sie schob ihre schmale, kühle Hand unter das Köpfchen von Lisettes Kind und ließ die animalische Wärme des jungen Menschenlebens durch sich hindurchströmen. Es war ihr nicht mehr als die Vögel oder die Bienen, es sprach nicht anders zu ihrem Herzen als die Blumen. Einmal, als zur Zeit der Baumblüthe ein Wirbelwind kam und eine Wolke von Blüthenblättern sie einhüllte, blieb sie regungslos unter dem Baldachin von Apfel- und Birnbäumen stehen. Diese Woge von Blüthen rieselte an ihr nieder wie an einem Marmorbild.

Es sprach kein Empfinden aus ihrem Verkehr mit der Natur. Nie pflückte sie eine der Blumen zu anderem Zweck, als um sie zu zerfasern, ihre Klasse und Art zu bestimmen. Nie stellte sie einen Strauß in ihr Zimmer. Das that Lisette. Nie hob sie einen Käfer auf, der auf den Rücken gefallen war und sich nun vergeblich bemühte, sich in seinem Panzerröckchen wieder auf die Beine zu helfen. Freilich, ihr Fuß vermied ihn, aber ihre Hand streckte sich nicht nach ihm aus. Sie konnte lange zusehen, wie die Raupe an einer Knospe fraß, ohne sie je zu entfernen, sie scheuchte nicht die Katze fort, die das Nest voll junger Vögel belauerte. Sie sah Alles, aber ohne Antheil, ohne das Gefühl der Schutzherrschaft, die der Mensch schon im Paradiese über die Geschöpfe bekommen hat. Offenbar fühlte sie sich ihnen gleich, gehalten von den Banden ewiger Gesetze, zum Leben gebracht, dem Tode überantwortet, gebunden an dieses Dasein durch die einfachen Bedürfnisse des warmblütigen Lebewesens.

Als im Nußsteig an der epheubewachsenen Mauer die braunen Nüsse sich aus den Hülsen lösten, die Wagen mit Obst von der Gärtnerei zur Stadt fuhren, das Weinspalier jeden Abend gegen einen möglichen Nachtfrost geschützt wurde, und Lisette in die großen alten Vasen, die im Gartensaal standen, lange Ranken Kresse steckte, damit sie hier weiterblühen sollten, war sie zum Winterschlaf bereit. Grade an dem Morgen, an dem der erste Reif an den Ueberresten der Sommerherrlichkeit saß, kam eine neue Kiste mit Büchern an, und nun bekam Lisette kaum eine Antwort, wenn sie den Thee brachte, und der Kopf, um den die blonde Flechte so kunstlos gelegt war, daß er mit seinem sanften Oval und dem stillen, fast leeren Ausdruck an den eines Kindes gemahnte, hob sich kaum von den dicken Bänden, die von der Entwicklungsgeschichte der Erde, von der Entstehung der Arten, von Leben und Vergehen und dem Bleibenden im Staube sprachen zu diesem Verstande, der den Zusammenhang mit einer Seele verloren zu haben schien.

Lisette wurde bekümmert. Wie lange sollte das denn noch so fortgehen? Es war ja gut für sie, sehr gut sogar. Denn wie sollte sie ihrer Herrin nun in die Welt zurück folgen, wo sie Mann und Kind hatte? Aber immer konnte Sibylle doch nicht hier bleiben. Der praktische Sinn der Frau empörte sich dagegen. Das war doch kein Leben, das war ja nur ein Athemholen. Und auch der größte Schmerz stirbt einmal. Nun ja, der Herr Graf war der schönste Ca-

valier gewesen, und wie er ihr Fräulein angesehen hatte, das vergaß Lisette ihr Lebtag nicht. Sie hatte den Theetisch zurechtgerückt an dem einen Mal, an dem er von dem Frauenrecht der Hofdame Vortheil gezogen hatte und allein bei ihr gewesen war, am Tage nach dem Gartenfest. Einen großen Strauß Heliotrop, von einem mattrosa Bande gehalten, hatte er ihr gebracht. Und als ihre spitzen Finger in einer scheuen Liebkosung, die dem Geber galt, über den Sammet der Blüthen strichen, hatten die Augen des Grafen diese junge, morgenfrische Schönheit in sich eingesogen, aus der alle Verfeinerung des Genusses, alle Koketterie, alles Bewußtsein beglückenden Gewährens sprach.

Und jetzt? Lisette schüttelte den Kopf. Das Fräulein mußte doch wieder aufwachen. Es konnte doch nicht so bleiben.

Zunächst wurde es zum dritten Male Frühling, seit sie Beide hinter die Mauer geflüchtet waren. Der Hollunderbaum, der jenseits der Mauer wuchs, da, wo die Landstraße an dem Gärtnerhaus vorbeiging, grade so, als gehöre er in seiner schlichten Einfachheit nicht in den Zauberkreis des zerstörten Schlosses, trug wieder seinen flachen weißen Blüthenteller. Die alten Wallnußbäume, die sich immer so lange Zeit ließen, streckten die duftenden braunrothen Spitzen aus, und die Veilchen, die im ersten Frühling wie ein violetter breiter Saum unter dem Epheumantet hervorzusehen pflegten, hatten sich schon wieder in die alte Vergessenheit zurückgezogen. Sibylle stand im grünnenden Nußsteig und drehte eins der jungen Blätter zwischen den Fingern, es zuweilen hochhebend und den aromatischen Geruch langsam einathmend. In den hohen Bäumen des Wildparks schrie ein Kuckuk. Jetzt flog er fort über die Mauer. Sie sah ihm nach. Dort zeichnete sich eine grade, dunkle Linie vom Frühlingshimmel ab. Das mußte der Wald sein.Sie sah dem Kuckuk nach. Eine kurze Weile darauf hörte sie seinen lockenden Ruf aus weiter Ferne. Offenbar hatte er sich dort im Walde niedergelassen.

Im Walde? Sie ließ das Blatt fallen und strich sich mit der Hand langsam über die Stirn. Dort war der Wald. Wie eine zweite Mauer faßte er sie ein. Aber dahinter? Da lag wohl die Welt. Scheu sah sie sich um. Nein, sie war ganz allein. Nur die Zweige der alten Wallnußbäume bewegten sich leise. Eine Wolke von Duft entstieg ihnen. Nein, die Welt lag weit, weit ab. Die epheubewachsene Mauer schützte sie. Sie wollte nicht an sie erinnert werden.

Aber der Kuckuk schien keine Rücksicht auf diesen Wunsch zu nehmen. Sie konnte die Ohren nicht seinem Ruf verschließen. Täglich saß er auf der großen kanadischen Pappel, die inmitten der Wiese stand, von der der Gärtner das Heu für seine Kuh erntete. Dann erhob er sich plötzlich, flog hinüber nach dem blaugrünen Abschluß des Horizonts, und lockte aus der Ferne, als wollte er auffordern, ihm zu folgen.

Das alte Leben fing wieder an. Der Garten war wieder nur die von steinernem Rande gehaltene Fluth blühender unbewußter Daseinsfreude. Die Waldrebe winkte triumphirend mit ihren zarten, lila und weiß blühenden Zweigen, und der alte Buchsbaum mit seiner landsknechtsmäßigen Stämmigkeit mußte es wieder erleben, daß die Verbenen, Petuinen und Kressen, der Phlox und das Löwenmaul wie mit unhörbarem Kichern über seine abwehrenden Lanzen hinüberkletterten und sich auf den Wegen ausbreiteten, eine bunte, immer wachsende, immer ansteigende Fluth, über der die Falter gaukelten wie kleine Glücksschiffchen mit vielfarbigen Segeln.

Da hatte Lisette eines Tages gesehen, wie sich ihre Herrin zu dem Heliotropbeet niederbeugte, einige Dolden brach und in den breiten weißen Stoffgürtel des Kleides steckte, das ihre fleißigen Hände so oft ergänzten, und das doch gemeinsam mit dem breitschattenden Luisenhut und den langen Halbhandschuhen aus weichem Leder nur eine gewohnheitsmäßige Tracht war, gleich dem Federkleid des Vogels, mit dem persönliche Wahl, persönliche Gefallsucht nichts zu thun hat.

Lisette ließ die Erdbeere fallen, von der sie grade den Stil entfernte. Es war die erste Handlung ihrer Herrin, die nicht von der Nothwendigkeit geboten wurde. Und wenn es auch Heliotropen waren, die von nun an täglich in Sibylles Gürtel steckten, und der Hauch der Erinnerung an ihnen haften mußte, mochte sie sich erinnern — auch der Schmerz ist eine Rückkehr zum Leben.

Wenige Tage später brachte Lisette ein kleines Reh zu ihrer Herrin. Die Leute, die draußen Heu machten, hatten es beim Grasmachen gefunden. Sibylle sah das kleine, zarte Thier erstaunt an. Es war sehr niedlich mit den weißen Flecken in seinem lichtbraunen Fell und den großen dunklen Augen. Als sie mit dem Finger über die feine, glänzend schwarze Schnauze strich, haschte es ihn und fing an daran zu saugen.

„Es ist hungrig", sagte Sibylle ungewiß.

„Ja, ich möchte ihm eine Flasche zurechtmachen. Aber mein Mann ist hinten im Garten auf der Wiese u—"

Sie schwieg, auf ihr Kind niedersehend, das sie im Arm trug. Offenbar war ihr die doppelte Last zu schwer, besonders, da die kleine Lise anfing unruhig zu werden und mit den Händchen nach dem Reh griff. Sibylle zögerte einen Augenblick. Dann nahm sie das Thierchen auf den Arm und ging mit Lisette nach dem Gärtnerhaus.

Sie war noch nie drin gewesen. Der alte Gärtner war darin gestorben, Lisettes Kind darin geboren. Leben und Tod waren über die Schwelle des Hauses gegangen, ohne daß sie ein Zeichen von Theilnahme gegeben hätte. Das Dasein des Kindes war ihr gleichbedeutend gewesen mit dem eines neuen Triebes an einem der Bäume. Auch jetzt blieb sie draußen stehen. Aber als das Thierchen unruhig wurde, setzte sie sich auf die Bank und ließ es sich ein Lager suchen in ihrem Schooß. Lisette brachte die Flasche; aber da sie das Kind auf ihrem Arm behalten hatte, so gab sie sie wie selbstverständlich an ihre Herrin. Recht ungeschickt schob Sibylle sie in das schwarze Schnäuzchen und ernst sah sie zu, wie das Thierchen sie leer trank.

Nach ein paar Tagen hatte Lisette es durch einige geschickte kleine Manöver, echte Frauenlisten, dahin gebracht, daß das Reh nur von Sibylle seine Flasche nehmen wollte. Es wurde nun zu ihrem beständigen Begleiter. Es vervollständigte das märchenhafte Bild dieser stillen, schönen Frau zwischen dem bunten Meer dieser Blumenwildniß. Und immer ungeduldiger wurde die gute Lisette, daß dieser Anblick nur ihr, den alten Bäumen und dem Spiegel das mummeldurchwachsenen Teiches zu Theil wurde.

Das Reh war das erste Lebewesen, um das sich Sibylle kümmern mußte, wollte sie es nicht vergehen lassen. Aber was das Thierchen auch erreicht haben mochte, es verscheuchte nicht den leeren Blick dieser blauen Augen. Sie hatte ihm auch keinen Namen geben mögen, wie Lisette gedacht hatte. Es war ja immer da, und sie verließ es nicht mit dem Blick. Als es größer wurde, mochte ihm der Garten allein nicht mehr genügen, es kroch zuweilen unter der Mauer durch ins Freie, an der Stelle, wo der jetzt ganz ausgetrocknete und von Wasserschierling und Kälberkropf gefüllte Graben früher vom See ausgegangen war. Sibylle wartete dann in dem Dunkel des Buchenganges, bis es zurückkehrte.

An einem Tage, an dem sich die Sonne selbst in zitternde Hitze aufzulösen schien und in einer Fluth goldenen Lichtes sich auf die reifende Erde legte, stand sie auch in dem Schatten der alten Hecke, die sich nach der Mauer zu wie eine Grotte aufthat, den Hut am Arme, und wartete auf den kleinen Flüchtling. Da klang von draußen Hundegebell an ihr Ohr, eine tiefe Stimme rief ärgerlich: „Down, Diana, down!" Dann brach das Reh durch den Schierling und flüchtete voll Entsetzen auf sie zu, während ein braun gefleckter langhaariger Jagdhund ihm folgte und erst winselnd und schuldbewußt zurück wich, als er die unwillkürlich wie zur Abwehr erhobene Hand der weißen Gestalt sah.

„Diana," klang es jetzt näher und noch ärgerlicher, „warte, Du Bestie, ich —"

Ein krachendes Geräusch, als schwinge sich Jemand auf einen Vorsprung, ein Zerren und Knistern in dem überhängenden Epheu, daß es wie ein Zucken durch die ganze dichtverwachsene Bekleidung der alten Wand ging — und über der Mauer erschien ein energischer Männerkopf mit ärgerlichen Augen, in denen nichts blieb als ein maßloses Staunen. In dem dunklen Bogengang der Buchenhecke, die ganz schwarz in dem Sonnengeflimmer lag, stand eine Frau — eine Waldfrau wahrscheinlich, denn ihr Gesicht war so still, so unbelebt, als sei sie eben aus dem nächstbesten Baum herausgetreten. Ihre schützende Hand hielt sie über das Reh gebreitet, und ihre Augen sahen so erstaunt nach der Mauer, als hätte sie noch nie einen Mann gesehen.

Eine Weile blieb es ganz still. Nur Diana kroch leise winselnd durch den Graben in die Außenwelt zurück.

„Verzeihung, Gnädigste, ich —" er fand nicht sogleich die rechten Worte —, „ich konnte natürlich nicht vermuthen, als ich meinen Hund zurechtwies, recht kräftig sogar, daß —"

Er kam nicht zu Ende. Sie half ihm auch gar nicht, wie es die gute Sitte geboten hätte. Sie sah ihn noch immer ganz aufmerksam an. Dann drehte sie sich langsam um und verschwand in dem Schatten der Buchenhecke.

Oberförster v. Rothaus sprang von der Mauer, sah an sich herunter, ob er etwa verhext sei, dann zu seiner Diana, die sich duckte, als erwarte sie in Ergebenheit den ihr zukommenden Fußtritt, schüttelte den Kopf und ging querfeldein nach dem Walde.

(Fortsetzung folgt.)

Schnellpressendruck von Leopold Zoner